bekommt Frau Gerda die sechstausend Mark von der Lebensversicherung. Damit kann sie den Zigarettenladen übernehmen. Es wird gut für sie sein. Weh tut es ihm natürlich. Aber er schwelgt in Opferseligkeit.

Ein bunt karrierter junger Mann, den hellen Ueberzieher nachlässig über den Arm gehängt, schlendert mit steifen Bügelfalten aus der Querallee der Anlagen. In fremdländischem Akzent fragt er nach dem nächsten Auto. Er will nach Rauschwalde hinaus.

Hier am Rondell der Haltplatz ist leer.

„Aber drüben kommt eben die Tram. Damit sind Sie auch in einer halben Stunde draußen, und es ist eine schöne Fahrt am Waldrand hinauf."

Eilig läuft der elegante Jüngling zur Tram, und auf halbem Weg fällt ihm seine Brieftasche aus dem Ueberzieher.

„Hallo!" ruft Kurt Reinhold und stürmt dem leichtsinnigen Verlierer nach. Aber der hört nicht und springt eben aufs Trittbrett, als Reinhold auf feuchtem Laub ausgleitet und kurz vor der Brieftasche zu Boden stürzt. Ganz dicht vor der Brieftasche. Wie er aufgestanden ist, hält er das pralle, lederne Ding in der Hand, schaut neugierig hinein, und er erschrickt: Solch eine Menge Geld im Ueberzieher zu tragen! Das ist ja ein Vermögen! — Zögernd birgt er den Fund in der inneren Brusttasche des Rockes und knöpft sorgfältig zu. Ungewiß blickt er sich um, sieht aber keinen, der ihn beobachtet haben könnte.

Nun wäre es also seine Pflicht, diesen Reichtum zum Fundbüro zu tragen! Die unentwegte Ehrlichkeit, das ist ja eine der vielen Tugenden, die uns als Kind beigebracht werden und die immer den anderen nützen.

Kurt beschäftigt sich beim Weiterschreiten mit einem lebhaften Gewissenskampf.

Uebrigens hat ihn von weitem doch einer gesehen, und der ist ihm jetzt nachgegangen und läßt die Hand schwer auf seine Schulter fallen: „Sie haben eben eine Brieftasche aufgehoben?"

„Natürlich!" antwortet Reinhold, und gereizt durch die barsche Anrede fügt er hinzu: „Weil sie mir beim Hinstürzen entfallen war. Mein Eigentum!"

Der andere hat aber ganz genau gesehen, wie das mit der Brieftasche wirklich war und daß der Buntkarrierte sie verlor. Er ist entschlossen, dem Lügner seinen Raub abzujagen. „Zeigen Sie her! Kriminalpolizei!" sagt er mit zwingender Stimme und läßt eine Karte sehen mit Lichtbild und Polizeistempel.

Ueberrascht gehorcht Reinhold dem Befehlston und sieht zu, wie der Kriminale zufrieden die Pfund-Noten und die großen deutschen Scheine durchblättert. Jetzt zieht er mit anderen Papieren auch einen Paß aus der Brieftasche, macht ein überraschtes Gesicht, zögert ein wenig und sagt: „Sind Sie das, Mister Brown?"

„Selbstverständlich!" lügt Reinhold und staunt selber über seine Keckheit. Aber er muß die Rolle jetzt weiter spielen.

„Reichlich jung sehen Sie auf der Photographie aus."

„Das Bild ist schon vor ein paar Jahren gemacht."

„Aber Sie geben zu, dieser Mister Brown zu sein?"

Reinhold lächelt: „Warum sollte ich es leugnen?"

Das Kriminalgesicht ölt seine Mienen mit Vertraulichkeit. „Ich möchte Sie schonen. Vermeiden Sie alles Aufsehen! Dort kommt ein Trupp Ausflügler. Gehen Sie unauffällig mit mir!"

Reinhold hält es für klug, der wohlwollenden Aufforderung zu gehorchen. Glücklicherweise scheint eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden zu sein. Also kann ihm wohl nichts geschehen.

In der kleinen Bierwirtschaft sitzen sie allein am offenen Fenster. Die Brieftasche liegt vor ihnen auf dem Tisch.

„Es ist Ihnen doch bekannt, Mister Brown, daß eine Belohnung von sechstausend Mark auf Ihre Ergreifung gesetzt ist?"

Kurt erschrickt: „Aber weshalb denn?"

„Lieber Freund, das wissen Sie doch! Wegen Ihrer niedlichen Wechselfälschungen und Unterschlagungen!"

Heiße Angst überrieselt den Entsetzten, und im Herzen beißt das erwachte Gewissen mit Schlangenzähnen um sich. Hätte er sich doch nie für den Eigentümer dieser verwünschten Brieftasche ausgegeben! Welch eine Dummheit! Soll sie ihn nun zum Wechselfälscher stempeln und zum Zuchthäusler machen? Irgendwie muß er sich aus dieser selbstgelegten Schlinge heraus wickeln! Und nun stammelt er: „O, Sie verkennen mich! Vielleicht hat ein anderer Herr Brown ... Der Name ist ja nicht selten ..."

Freundlich, aber bestimmt wird ihm das Wort abgeschnitten: „Keine Komödie, bitte! Ihre Brieftasche ist wohlgefüllt, und wir wissen beide, auf welche Weise sie gefüllt worden ist. Sicher wird es Ihnen angenehmer sein, mir daraus die sechstausend Mark Belohnung persönlich zu zahlen als wenn ich gezwungen wäre, mir dies Geld durch Ihre Festnahme von der Polizei zu verdienen. Ihnen bleiben ja dann, so viel ich überzählt habe, immer noch einige hundert Mark und vor allem das hohe Bank-Akkreditiv. Also seien Sie vernünftig! Dann bin ich nachsichtig und lasse Sie laufen."

Dabei ist ein unruhiges Flackern in seine Augen gekommen. Das sieht nicht nach Kriminalpolizei aus, und Kurt Reinhold wird mißtrauisch. Wieso hat der Mann eben gesagt: „Von der Polizei die Belohnung verdienen?" Ist er denn nicht bei der Polizei? Und was hat er ihm denn vorhin für eine Karte gezeigt? So rasch, daß kaum etwas zu erkennen war! Vielleicht einen Chauffeur-Ausweis oder eine Monatskarte von der Tram? — Ganz kühl und fest fragt Kurt Reinhold plötzlich: „Kann ich Ihre Legimation noch mal sehen?"

Und nun platzt die Bombe. Statt aller Antwort holt der andere mit der einen Hand zum Faustschlag aus und versucht mit der anderen nach der Brieftasche zu langen. Doch sowie jetzt der Nimbus des vermeintlichen Beamten ganz zerflattert ist, besinnt sich Kurt Reinhold wieder auf Kraft und Mut und packt den Kerl an der Gurgel. Draußen am offenen Fenster geht ein Schutzmann vorüber. Den ruft er an. Aber eben während dieser ins Haus tritt, hat der gewandte Kerl sich des Halsgriffs entledigt und ist zum Fenster hinaus gesprungen.

Vielleicht ganz gut, daß er weg ist. Immerhin hat er dem frechen Erpresser das Wissen zu danken, daß dieser Mister Brown ein gesuchter Schwerverbrecher ist, den es sich lohnt einzufangen. Jetzt hat er nur noch dem Schutzmann Rede zu stehen. Nun wird er sich natürlich nicht wieder als Eigentümer der Brieftasche ausgeben. O, er glänzt jetzt vor Ehrlichkeit und detektivmäßigem Spürsinn: „Des kleinen Raubüberfalls wegen hätte ich Sie nicht zu bemühen brauchen. Ich habe ihn selbst abgeschlagen. Aber es wird Sie interessieren, daß ich dem famosen Mister Brown auf der Spur bin. Seine Brieftasche und seinen Paß hat er mir geradezu in die Hände fallen lassen, als er eben nach Rauschwalde hinausfuhr. Er wird sich dort auf dem Herbstfest vergnügen. Wenn wir uns eilen, so fassen wir ihn draußen ab. Dann können wir zwei uns in die sechstausend Mark teilen, die auf seine Ergreifung gesetzt sind."

Der Schutzmann schüttelt den Kopf. Ihm ist nichts bekannt, daß ein Mister Brown gesucht würde und an ihm sechstausend Mark zu verdienen wären. Sie fahren zusammen ins Polizeipräsidium. Auch dort im Fahndungsblatt steht nichts von alledem. Also ist auch das nur ein frecher Schwindel von dem unerwünschten Erpresser gewesen! Kurt Reinhold ist im Innersten empört. Aber nun er sich dem Schutzmann einmal offenbart hat, muß er den traurigen Weg der Ehrlichkeit auch bis ans Ende gehen. Also gleich nebenan ins Fundbüro!

Da steht der bunt karierte Jüngling. Er hat längst seinen Verlust bemerkt, schleunigst die Rückfahrt angetreten und es hier gemeldet. Dankbar schüttelt er ihm die Hand: „O, ich bin fähr glücklich."

Dem Fundbeamten hat er schon zu Protokoll gegeben, daß dem ehrlichen Finder die ganze Barschaft gehören soll. Er ist froh, daß er das Bank-Akkreditiv und die dazu nötigen Ausweise zurück bekommt. Kurt Reinhold aber? Wie schön und nützlich ist es doch, tugendhaft zu sein! Kurt Reinhold strahlt vor fleckenloser Gewissensreinheit und vor Freude auf den Zigarettenladen, den er nun mit Gerda beziehen wird.

Die Königin stickt.

Als Philipp V. von Spanien, der frühere Herzog von Anjou, im Kampf um seine neapolitanische Krone im Felde lag, führte die Königin, die junge, liebreizende Marie Luise, die Regierung in Madrid. War ihr, der lebhaften, frischen Tochter Savoyens, schon die steife spanische Hofetikette eine schwere Last, der sie sich, übrigens durchaus im Sinne ihres königlichen Gemahls, nach Möglichkeit entzog, so fand sie ganz und gar kein Gefallen an den Sitzungen der Junta, denen sie als Regentin präsidieren mußte. Denn diese dauerten, da die teilnehmenden spanischen Granden genau solche Schwätzer waren wie viele Parlamentarier von heute, oft sieben bis acht Stunden, auch wenn nur unwichtige Dinge behandelt wurden. Das erste Mal ließ die Königin den Redestrom und die Weitschweifigkeit geduldig über sich ergehen, aber bereits in der zweiten Sitzung erteilte sie ihrem Parlament eine Lehre, die nicht ohne Wirkung blieb. Als wieder einer der Würdenträger zu einem Punkte der Tagesordnung sprach, weit ausholte und vom Thema abschweifte, rief sie ihn nicht etwa zur Sache, sondern — nahm eine Handarbeit vor und begann seelenruhig zu sticken. Bei allen späteren Sitzungen der Junta sollen sich die Granden einer vorbildlichen Kürze befleißigt haben.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

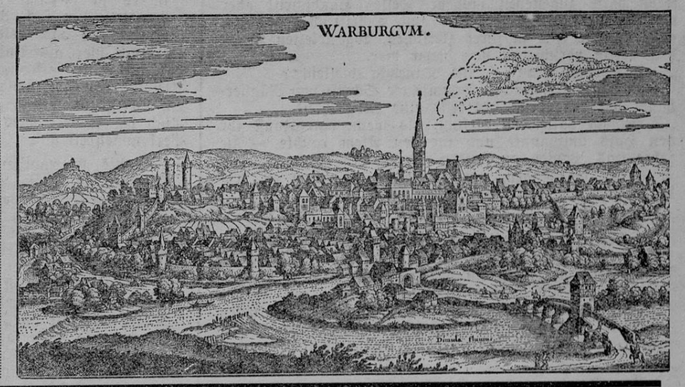
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 64 | **10. August 1929** | **4. Jahrgang**

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch
17. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.
(Nachdruck verboten.)

Sie ging über den Korridor in Brunos Arbeitszimmer. Die leere Stille des Raumes, dem sein Bewohner fehlte, durchschauerte sie, doch waren ihre Gedanken zu sehr auf das bestimmte Ziel gerichtet, um sich für längere Zeit von ihm ablenken zu lassen. Sie trug die Schlüssel bei sich, die Bruno ihr beim Scheiden gegeben hatte, und öffnete das Fach des altmodischen, ihr seit frühesten Tagen vertrauten Möbelstücks, das noch von ihrem Vater stammte. Da war in der Mitte der offene, mit einem griechischen Giebelchen aus Mahagoniholz überdachte Raum, den zwei kleine Säulen, den Giebel tragend, flankierten. Da waren rechts und links davon auf jeder Seite sechs braune Schubladen mit weißen Knöpfen aus Horn, da war ganz unten rechts die gesuchte Schublade, aus der die Briefe stammten. Sie sprang wie ein vorquellendes, nragendes Architekturglied in gebogener Linie um ein Stück weiter vor als die anderen; der Knopf an ihr war abgesprungen, und nur noch sein Stiel aus Horn gestattete das Herausziehen.

Rasch hatte Hedwig die Schublade vorgezogen und schaute hinein. Ja, da war die leere Stelle, wo die Briefe gelegen hatten. Und ganz hinten sah sie auch das Paket mit Papieren, die sie selbst beschrieben hatte. Da es locker mit einem roten Bande gebunden war, fielen einige von den Briefen heraus, und Hedwig mußte die Schublade ganz weit vorziehen, um auch diese Blätter noch fassen zu können.

Stehend begann sie zu lesen. Doch je mehr sie las, um so mehr umwölkte sich ihr Gesicht. Unzufrieden schüttelte sie ein paarmal den Kopf und murmelte dabei: „Wie kalt — wie förmlich — wie fremd!" Mit anerzogen steifer Zurückhaltung hatte sie die warmen, überquellend herzlichen Worte des Verlobten beantwortet. Wie ein Spiegel waren ihr diese Briefe, worin sie das eigene Bild erblickte, und sein Anschauen beschämte sie. Die Augenblicke des Lesens waren Augenblicke der Selbsterkenntnis für sie. Zum erstenmal fühlte sie ganz, was ihrem Manne die langen Jahre der Ehe hindurch an ihr gefehlt haben mußte.

Sie mochte nicht weiterlesen, das weiche, schöne Gefühl, das Brunos Briefe wachgerufen hatten, ihrer Seele nicht rauben. Rasch legte sie die eigenen Briefe zusammen, gab ihnen wieder den alten Platz ganz hinten und schob mit einer zornigen, unsicheren Bewegung die Schublade wieder hinein.

Aber es war sonderbar — sie wollte sich nicht schließen lassen. Es war, als wenn sie auf ein Hindernis träfe.

Hedwig zog sie noch einmal vor und schob sie wieder hinein, aber der Zustand blieb unverändert.

Irgendetwas mußte sich hinten hineingeklemmt haben, und Hedwig zog die Schublade ganz heraus, daß der viereckige Raum, in dem sie lief, sichtbar wurde. Zuerst konnte sie auch hier kein Hindernis entdecken; erst niederkniend sah sie, daß tief aus der Höhlung etwas Weißes hervorschimmerte. Vorsichtig griff sie hinein, zog es heraus.

Es waren ein paar Blätter beschriebenen Papiers, zusammengeballt und arg zerknittert beim Versuch, die Schublade gewaltsam hineinzuschieben.

Sie glättend überlegte Hedwig, wie die Papiere dorthin gekommen sein könnten. Dabei erkannte sie auf den Blättern gleich eine fremde Handschrift. Bei den Briefen hatten diese losen Blätter — es waren drei an der Zahl — sicher nicht gelegen, das wußte sie bestimmt.

Vielleicht unter der Schublade? Ja, das war möglich. Sie lief auf ein paar seitlichen Leisten, so daß darunter ein flacher, niedriger Hohlraum entstand, ein guter Versteck für Papiere, die verborgen bleiben sollten.

Ein Versteck für Papiere, die verborgen bleiben sollten! Das war der Gedanke, der Hedwig plötzlich wie mit Fieberhitze durchströmte. War hier eine Lösung für das Geheimnis in ihres Mannes Leben? Sie mußte sich einen Stuhl heranziehen und sich niedersetzen, so zitterten ihr die Knie. Nicht Eifersucht oder Neugierde war es, die sie trieb, die Papiere zu lesen; ein unklar hoffnungsvolles Gefühl nur, daß aus der Enthüllung der Wahrheit Segen keimen könne für ihren Mann und für sie selbst.

Nun hatte sie die drei zerknitterten Briefe — denn Briefe waren es, wie sie gleich erkannte — vor sich ausgebreitet. Sie zeigten alle die gleiche, große, flüchtige Handschrift, aber sie trugen verschiedene Jahreszahlen; der erste war schon acht Jahre alt, ein zweiter um drei Jahre jünger, der letzte war vor kaum ebenso vielen Wochen geschrieben worden. Das Herz der einsamen Leserin klopfte noch gewaltsamer bei der Feststellung, daß der letzte Brief nicht von außerhalb kam und daß sich ihr Urheber also mit ihr in derselben Stadt befand.

Aber trotzdem bezwang sie sich und hielt sich an die zeitliche Reihenfolge der Briefe. Zuerst nun also der älteste, der zugleich auch der längste war. Er war aus Chemnitz datiert und begann: „Lieber Freund!"

Hedwig hob für einen Augenblick den Kopf, darüber

nachdenkend, welcher Mann oder welche Frau Bruno wohl so nennen könne.

Sie wußte, daß er sehr sparsam war mit seiner Freundschaft; Rittner war der einzige, dem sie den Ehrentitel eines Freundes im Namen ihres Mannes ohne weiteres hätte zugestehen mögen. Dessen Handschrift aber war ihr bekannt, so selten er auch Schriftliches von sich gab, und sie war in ihrer zierlichen, abgezirkelten Kleinheit völlig verschieden von dieser hier.

Und eine Frau — die Kunewka vielleicht?

Nach allen Anzeichen stammte die Schrift von Männerhand, aber immerhin, es war eine Möglichkeit.

Hedwig hatte das Gefühl, als wenn eine Faust ihr den Hals umspannte und ihr den Atem raubte — sie faßte das Papier an beiden Seiten und hob es noch näher an die Augen, um kein Wort von dem zu verlieren, was ihr Gewißheit geben sollte.

„Lieber Freund!

Erschrick nicht, wenn ich mich wieder an Dich wende mit einer Bitte um Hilfe. Du warst immer gut gegen mich, hast mir schon ein paarmal aus gleicher Not geholfen, und ich hoffe darum auch diesmal auf Deinen Beistand. Kann ich mich doch wohl Deinen ältesten Freund nennen, der auch manches aus Deinem Leben weiß, was anderen verborgen ist und verborgen bleiben soll."

Einen tiefen, befreienden Atemzug tat Hedwig beim Lesen dieses letzten Satzes. Nein, er bewies, daß keine Frau den Brief geschrieben hatte, somit auch die Kunewka nicht. Der geheimnisvolle Beiklang dieser Zeilen gewann erst nach und nach Gewalt über sie, während sie weiterlas.

„Ich weiß ja, daß es Dir nicht ganz leicht fallen wird, mir auch diesmal wieder aus einer verzweifelten Lage zu helfen. Du betontest in Deinem letzten Briefe, daß ein verheirateter Mann in erster Linie die Pflicht habe, für Frau und Kind zu sorgen, sein Geld also nicht für einen leichtsinnigen Freund opfern dürfe. Gewiß, gewiß, Du hast recht, — aber wie soll ich mir helfen? Der Teufel des Leichtsinns ist nun einmal mächtig in mir, von Vater und Mutter her bin ich erblich belastet. Mit Leichtsinn und Leidenschaften, die mich über die Grenzen reißen, vor denen Ihr kaltblütigeren Leute vorsichtig kehrt macht. Und ich habe niemand sonst auf der Welt, an den ich mich wenden könnte; Du weißt, ich habe keine Verwandten mehr, stehe ganz allein. Du hast mir meine Karriere möglich gemacht, ich habe gerade jetzt gute Aussichten. Zertrümmere nicht was Du geschaffen hast, hilf mir noch einmal! In vier Tagen muß ich eine Summe zahlen, die nicht klein ist, ich weiß es gut genug. Zwölfhundert Mark sind es, die mir nötig sind. Absolut unweigerlich nötig, oder ich bin ruiniert. Ich weiß es, Du kannst es; Dein Gehalt ist ansehnlich. Du hast Vermögen, Deine Frau kann man reich nennen. Eine Hamburgerin — das genügt ja meistens, um reich zu sein. Du brauchst also nichts zu entbehren, wenn Du mir noch einmal hilfst Du' es, ich bitte Dich. Schicke mir sofort ein Telegramm, ob ich auf das Geld rechnen kann. Ich habe bis dahin keinen ruhigen Augenblick.

Dein

G."

Hedwig ließ das Papier fallen. Wer konnte den Brief geschrieben haben?

Vergeblich suchte sie umher mit ihren Gedanken. Ihr Mann hatte niemals von einem Freunde gesprochen, dem er seine Laufbahn ermöglicht, für den er Schulden bezahlt hatte, — das wußte sie gewiß.

Und als Unterschrift in dem Briefe nur ein Buchstabe, der ebensogut einen Namen wie einen Vornamen bedeuten konnte.

Sie griff hastig nach dem zweiten Briefe, um zu sehen, ob auch hier seine vollständigere Unterschrift vorhanden sei, doch nur derselbe Buchstabe gab ihr das gleiche unlösbare Rätsel auf. Und auch des Briefes Inhalt verriet nichts Näheres über den Absender.

Dieser Brief war in Mainz geschrieben worden, die Handschrift war noch flüchtiger, undeutlicher, die Freundschaftsüberschrift fehlte. Unvermittelt begann das Schreiben:

„Du willst mir nicht helfen? Vergiß nicht, mein Lieber, daß Du mußt. Ich habe Dich in der Hand, und es ist mir manchmal ein Genuß, über einen anderen Menschen solch ein Herrenrecht zu haben. Sträube Dich also nicht und schick mir die tausend Mark. Mehr ist es ja diesmal nicht als lumpige tausend. Eine Bagatelle für Dich, Rettung für mich. Bis übermorgen erwarte ich das Geld."

Auch hier als Unterschrift nur das G., doch offenbar mit einer zitternden, unsicheren Hand geschrieben. Atemlos ergriff Hedwig das dritte Papier, das kaum noch ein Brief, nur ein abgerissener, beschmutzter Zettel war. Auch die Schrift wies deutliche Zeichen immer größerer Verkommenheit auf.

„Bis übermorgen das Geld, oder ich fasse die Schlinge, in der ich Dich halte, und ziehe zu. Wenn Du mich zugrunde richten willst, so tu's. Mir liegt nicht viel mehr an diesem lumpigen Leben. Seit einem Jahre schon trage ich Gift in der Tasche, womit ich mir per Expreßzug aus dieser schönsten der Welten helfen kann, wenn es nötig ist. Ich weiß es ja: das Leben ist nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer. Aber vorher sollst auch Du daran glauben, verlaß Dich darauf. Ein paar Worte von mir an „zuständiger Stelle", wie ihr Herren Beamten so schön sagt, und es ist aus mit einem edlen Herrn Regierungsrat nebst allem, was an ihm hängt: mit Stand, Ehre, Namen, Weib und Kind. Glaube mir, ich war noch nie so gestimmt, gegen Dich ernst zu machen wie gerade jetzt. Wenn Wahrheit wäre, was ich bis jetzt mehr ahne und fühle, als daß ich es weiß, wenn ich wirklich durch Dich verlieren sollte, was mir noch einen Funken Sonnenlicht in meinem dunklen Leben gewesen ist, dann — ich werde sehen, werde sehen! Aber hüte Dich vor mir! Schicke mir das Geld, ich muß es haben."

Auf diesem Zettel war eine Namensunterschrift, nicht nur das G., doch war sie ein unlesbares Gekritzel, das jeder Entzifferung trotzte. Hedwig bemühte sich eine Weile darum, aber sie war zu aufgeregt, um lange dabei verweilen zu können. Auch war die Schrift hier wohl noch absichtlich entstellt worden.

Aber wer die Briefe auch geschrieben haben mochte, sie waren jedenfalls von höchster Bedeutung. Es waren Drohbriefe, Erpresserbriefe gefährlichster Art, von dringender Bitte zum rohen Erpresserton mehr und mehr gesteigert. Nun wußte sie's: ganz in der Nähe, hier in derselben Stadt, gab es einen Menschen, der ihres Mannes Geschick in seinen Händen hielt. Einen Unbekannten, der jeden Augenblick aus der Dunkelheit hervor ihn niederstrecken konnte.

Die Angst um ihren Mann war das erste Gefühl, das Hedwig packte, dann aber aufging in einem Chaos widerstreitender Empfindungen. Mußte nicht eine schwere Schuld — er hatte ja selbst von einer Schuld gesprochen — auf ihrem Manne lasten, daß er so widerstandslos in die Hand eines gewissenlosen Menschen gegeben war? Daß er dem Unbekannten vielfach aus der Not geholfen hatte, ging aus den Briefen klar hervor. Ein Abgewiesener schreibt nicht immer wieder, auch nach Jahren. Und wer war dieser Fremde, von dem Bruno niemals mit einer Silbe gesprochen hatte, der unter der Maske der Freundschaft begann, ihn zu bedrohen, um endlich das unverhüllte Gesicht eines grausamen Feindes zu zeigen?

Da war sie wieder, die tödliche Angst um ihn, die gemischt war mit einem tiefen, heißen Mitleid. Von allen Gefühlen war doch dieses am stärksten; es kam immer wieder, verdrängte die anderen, überwand und besiegte sie. Jetzt wußte sie, daß eine doppelte Not ihn bedrängte, und sie wunderte sich nur, daß der Schlag, den der letzte Brief androhte, noch nicht gefallen war. Vor einer Reihe von Tagen schon war dieser Brief geschrieben worden, und bisher war die Drohung offenbar unausgeführt geblieben. Hedwig hätte notwendig erfahren müssen, wenn es geschehen wäre. So hatte Bruno vermutlich auch das neue Geldopfer noch gebracht, und ein unersättlicher Verfolger blieb auf seinen Fersen.

Aber vorläufig war wenigstens erst einmal Zeit gewonnen, die genützt werden konnte. Doch wie sie nützen? Die Briefe gaben keinen sicheren Anhalt, wer sie geschrieben hatte. Nachforschungen an früheren Aufenthaltsorten ihres Mannes konnten möglicherweise diesen geheimnisvollen, gefährlichen Freund ermitteln.

(Fortsetzung folgt)

Lucia Morasini.

Historische Skizze von A. Steininger-Graz.

Hie Guelf, hie Ghibelline! Ganz Italien liegt in Blut und Brand.

Graf Albrecht, des Kaisers Kämmerer, stützt müde sein Haupt auf den schweren Eichentisch. Es war ein schwerer Tag gewesen. Auf allen Seiten drohte welscher Verrat und welsche Hinterlist, aber die deutsche Schwertfaust hatte gesiegt.

Die Kienfackel, die im eisernen Ring an der Mauer steckt, beleuchtet blutigrot die Wände des Saales und den Vorhang, hinter dem der Kaiser schläft. Es ist ein gesegneter Schlaf. Ob die, welche ihm nach dem Leben trachteten, auch solche Ruhe finden in ihren Kerkern? Morgen wird die Blüte des stolzen Adels von Florenz das Haupt unter das Beil des Henkers legen.

Der Graf horcht auf. Der Fußknecht, der draußen vor der Tür Wache steht, hat die Pike gefällt. Eine bittende Frauenstimme mischt sich zag in die polternden Worte der Wache. Der Kämmerer runzelt die Stirn. Wer will jetzt zum Kaiser? Er öffnet die Tür: „Wer lärmt da?" Auch im Flüstern hat seine Stimme einen harten, metallenen Klang.

Ein Weib, fast noch ein Kind, sinkt vor ihm ins Knie: „Gnade Herr! Gnade für meinen Bruder!" Sie hält ihn für den Kaiser.

Graf Albrecht hebt die Kniende auf. Er hat sie erkannt, Lucia Morasini, die junge, kaum achtzehnjährige, verwaiste Herrin des Palazzos, in dem der Kaiser Quartier genommen hat.

„Still, der Kaiser schläft." Der Kämmerer führt sie zum Lehnstuhl, der in der Fensternische steht. Leise tröstend, fast wie ein frommer geistlicher Vater, spricht er auf sie ein. Aber immer wieder, wie ein Quell aus blutwunder Brust, brechen die Worte aus ihrer angsterfüllten Seele. Sie hat niemand auf der Welt, nur den Bruder, und den wollen sie töten, ihn den edelsten Ritter von Florenz.

Wie eine kleine zarte Taube hält der Ritter ihre Hand in der seinen. Er wird alles für sie tun und selbst mit dem Kaiser sprechen. Den wundersamen Balsam der Hoffnung gießt er über ihr wehes Herz und weiß doch, daß er morgen früh umsonst bitten wird. —

Giuseppina, Lucias Dienerin, hat die Fenster des Frauengemaches mit dicken Tüchern verhängt, damit ihre Herrin das Licht des nahenden Tages nicht sehe. Wenn es nur immer Nacht bleiben könnte!

Die Ampel am Betpult unter dem silbergetriebenen, lebensgroßen Bild des Gekreuzigten ist am Verlöschen. Aber die Dienerin rührt keinen Finger, um neues Oel aufzugießen. Vielleicht kommt nun doch endlich der Schlaf über ihre Herrin, die — ihr Gesicht in den Kissen vergraben — auf dem Ruhebett liegt. Ihr Schluchzen ist verstummt. Sie schläft.

Vom Hof herauf dringt gedämpfter Lärm, Waffenklirren und Stimmengewirr. Giuseppina betet, daß es die Herrin nicht hören möge. Da — ein Fanfarenruf wie das Zeichen zum jüngsten Gericht ...

Lucia ist aufgesprungen. „Pina! Jetzt morden sie ihn!" Ihr Schrei geht der Dienerin durch Mark und Bein. Ehe sie es hindern kann, hat Lucia das Tuch vom Fenster gerissen.

Unten im Hof auf der hölzernen Estrade inmitten der schwerbewaffneten Knechte steht Paolo, jung, strahlend wie Phoebus in seinem Blondhaar, stolz, als fühlte er die Hand des Henkers nicht, die ihm den Kragen vom Wams schneidet, damit nicht das Tuch den todbringenden Streich ablenke.

Lucia ist es, als zerschneide die Schere ihr Herz. „Paolo ...!" Ihr Schrei könnte Tote zum Leben erwecken. Die eisernen Männer, die krieggewohnten Helden macht es erschauern, nur einen nicht, den todgeweihten Jüngling. Lächelnd winkt er mit der Hand, grüßt sie zum letzten Mal und beugt dann sein Haupt über den blutbraunen Holzblock. —

Ein Nervenfieber hat Lucia auf das Krankenlager geworfen. Tagelang, wochenlang weiß sie nichts von sich, tagelang, wochenlang quälen sie schreckliche Wahngebilde. Immer kehrt er wieder, der Henker im roten Kleid, daß die Fieberende aufschreit vor Angst.

Der deutsche Ritter ist im Frauengemach ein täglicher Gast geworden. Wie ein Bruder sorgt er für die Kranke. Den sarazenischen Arzt des Kaisers hat er an ihr Bett gerufen, und jede freie Stunde seines Tages gehört ihr. Wenn er die Hand der Kranken faßt, geht ein Lächeln über ihre Züge, und die fiebernden Lippen stammeln den Namen des Bruders. Wie ein erlösendes Aufatmen klingt es. Und dann kommt wieder die Angst, die fürchterliche, entsetzliche Angst. Die schmal gewordenen Finger krampfen sich in den Arm des Ritters, und die Augen blicken irr in die Ecke des Gemaches: „Dort — dort ist er wieder! Flieh, Paolo, flieh!"

Wochen vergehen, bis das Fieber weicht. Eine unendliche Müdigkeit ist geblieben. Draußen zieht der Frühling ein. Die Bäume blühen, und auf dem Gesims des Bogenfensters singen die Vögel. Aber Lucias Traurigkeit mag sich nicht daran zu freuen. Unten im Hof packen die Troßknechte des Kaisers die hohen Plachenkarren, und die Knappen satteln die Pferde der Ritter. Das Heer der Deutschen bricht auf. Lange steht Lucia am Fenster und sieht dem Zuge nach. Nun hat sie auch den Freund verloren, der ihr ein zweiter Bruder geworden. — —

Zwei Jahre später. Wieder ist der Kaiser Gast zu Florenz im Palazzo Morasini, ein ungern gesehener Gast. Das Haus ist nicht mehr verwaist. Es hat seinen Gebieter bekommen, Gaetano Orsi, den finsterblickenden Führer des Florentiner Adels, Lucias angetrauten Gatten.

Sie ist schöner geworden in ihrer frauenhaften Würde. Graf Albrecht steht vor ihr, so wie er mit der Vorhut gekommen, erhitzt vom langen Ritt, Gesicht und Wappenrock über und über mit Staub bedeckt. Er heischt Quartier für den Kaiser. Sie sind nicht allein, sie müssen einander wie Fremde begegnen. Und dann, einen Augenblick, da sie unbeachtet sind, ist seine erste Frage: „Seid Ihr glücklich, Lucia?"

Sie hat den Blick zu Boden gesenkt und schweigt. Dann sagt sie: „Hütet Euch vor dem Orsi!" — —

Lucia kennt ihren Gemahl nicht mehr. Er, der den Kaiser haßt wie kein zweiter, er hat ein Fest gerichtet, wie Florenz noch keines sah, ein Fest für das deutsche Heer. Im Schloßhof braten Ochsen am Spieß über helllodernden Feuern, und aus schweren Fässern rinnt in Strömen der rote Chiantiwein.

Oben im Saal hat das Fest seinen Höhepunkt erreicht. Die Herrin des Hauses kredenzt dem Kaiser den Ehrentrunk. So ist der Wunsch ihres Gemahls. Was er nur damit will? Da ... wie sie den edelgeschliffenen Venetianerkelch hinreicht, fühlt sie, wie ein sonderbar lauernder Blick ihrer Bewegung folgt, und erschauernd erkennt sie: Es ist Gift im Wein!

Noch einer hat das Aufflackern im Auge des Orsi gesehen, des Kaisers Kämmerer. Seine Hand kommt dem Kaiser zuvor und greift nach dem Kelch: „Herr! Laßt mich den Trunk versuchen, wie es meine Pflicht ist!"

Doch die weißen schlanken Frauenhände geben den Pokal nicht frei: „Nicht Euch geziemt das, Graf", sagt Lucia mit fester Stimme und setzt das Glas an die Lippen.

Totenstille ist im Saal. Aller Augen sind auf die Trinkende gerichtet. Sie erbleicht. Das Glas entgleitet ihren Händen und zerschellt. Graf Albrecht umfaßt die Stürzende.

„Verrat!" Die Schwerter fahren aus den Scheiden. „Wehrt Euch, Ihr Florentiner Herren!"

Einer ist nicht unter den Kämpfenden. Er hat die Sterbende auf eine Bank gebettet und hält ihre Hand in der seinen. „Paolo!" flüstert sie wie damals im Fieberttraum. Dann sinkt ihr Haupt zurück.

Finder-Lohn.

Skizze von Rudolf Hirschberg-Jura

Still gleitet die Herbstsonne hinter den braunroten Buchenwipfeln hinab. Wenn es einem gut geht, wird man bei solchen stimmungsvollen Gelegenheiten sentimental, vergißt alle Fox-Trotts und Charlestons und summt irgend etwas Altmodisches, wie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Wenn es einem aber schlecht geht, nimmt man es tragisch.

Der arme Kurt Reinhold spielt ganz ernsthaft mit Todesgedanken. Diese scheidende Sonne möchte er nie wieder empor steigen sehen. Den morgigen Tag will er nicht wieder an jeder Tür das trostlose „Nein" hören, wenn er nach Arbeit und Verdienst fragt. Wenn er sich zum Aeußersten entschließt, dann